Sonder-Abdruck. Band XXXVIII.

ZEITSCHRIFT

FÜR

VERGLEICHENDE SPRACHFORSCHUNG

AUF DEM GEBIETE DER

INDOGERMANISCHEN SPRACHEN

HERAUSGEGEBEN

VON

E. KUHN UND W. SCHULZE

GÜTERSLOH

DRUCK UND VERLAG VON C. BERTELSMANN.

Johannes Schmidt †.

Am 4. juli vergangenen jahres erlitt die indogermanische sprachwissenschaft einen schweren schlag, einen unersetzlichen verlust durch den plötzlichen hingang eines meisters unserer wissenschaft, der ihr jahrzehnte lang wege gewiesen hat — Joh. Schmidt in Berlin. Dass mit ihm einer der bedeutendsten forscher dahingeschieden ist, die die indogermanische sprachwissenschaft hervorgebracht hat, werden seine freunde und schüler nicht bloss, sondern auch die neidlos anerkennen, die ihm persönlich ferner und im kampf der meinungenzu weilen gegenüber gestanden haben. Seine werke, gleich ausgezeichnet durch die einsicht in den zusammenhang der erscheinungen, die schärfe des urteils, durch tiefe und umfang des wissens, gehören zu den glänzendsten leistungen der vergleichenden grammatik. Die stellung genau zu kennzeichnen, die er in der Entwicklung der sprachwissenschaft eingenommen hat, mag späteren zeiten vorbehalten bleiben, aber pflicht des augenblicks ist es, sich zu vergegenwärtigen und auszusprechen, was er unserer disziplin gewesen und wie er es ihr geworden ist.

August Schleicher war es bekanntlich, der Joh. Schmidt für die „glottik“ gewonnen hat. In Bonn, wo er klassische philologie zu studiren begonnen, hatte ihn der unterricht Ritschls wenig angezogen; erst als er nach Jena zu Schleicher kam, wusste er, „wofür er geschaffen war,“ und widmete er sich mit eifer dem studium der indogermanischen sprachen. Der einfluss Schleichers auf ihn zeigt sich zwar sowohl im allgemeinen in der strenge der anforderungen, die er an sich stellte, als auch in der besonderen vorliebe für Slavisch und Litauisch, die in Joh. Schmidts älterer periode deutlich hervortritt. Noch als student hatte er seinem lehrer bei seiner ausgabe des Donaleitis geholfen und einige aufsätze aus lituslavischem gebiet zu Kuhn und Schleichers beiträgen (Bd. IV) beigesteuert, und in seinem ersten grösseren werke,

Zur Geschichte des Indogermanischen Vocalismus, finden dieselben sprachen hervorragende berücksichtigung. Die verehrung und dankbarkeit, die Joh. Schmidt seinem Lehrer bewahrte, mit dem er vier jahre lang in fast täglichem verkehr gestanden, geht aus vielen seiner litterarischen äusserungen hervor. Aber mochte er sich auch in der strenge der methode mit ihm eins fühlen, so war er doch seiner wissenschaftlichen natur nach von ihm im grunde sehr verschieden. Auf den eroberer Bopp, der der wissenschaft ein neues reich gewonnen hatte, war Schleicher als der organisator gefolgt, der das gewonnene in system und ordnung brachte. Joh. Schmidt dagegen war alles systematisieren, alles schematische, aller doktrinarismus fremd. Er hat daher auch nie eine grammatik, ein handbuch oder dgl. geschrieben. Wohl trug er sich mit der absicht, Schleichers Compendium, dessen 3. auflage er mit Leskien herausgegeben hatte, neu zu bearbeiten, aber es ist die frage, ob er diese absicht je ausgeführt hätte. Seine rein induktive forschung hielt sich stets eng an die thatsachen und fand in dem aufstellen von systemen und prinzipien ein hindernis, dem realen sachverhalt gerecht zu werden. Schmidts gegensatz zu Schleicher zeigt sich am schärfsten in der frage nach dem verwandtschaftsverhältnis der indogermanischen sprachen. Die stammbaumtheorie ist das werk eines systematikers, der die fülle der erscheinungen ordnet und zerlegt. Die wellentheorie hingegen negirt alles system, indem sie nachweist, dass die erscheinungen sich nicht reinlich scheiden und einteilen lassen, sondern unregelmässig ineinander greifen. Dass Schleichers verfahren, die prähistorischen grundformen zu rekonstruiren, aus denen die überlieferten formen entstanden sind, einen epochemachenden fortschritt darstellte, erkannte Joh. Schmidt stets mit nachdruck an, aber dennoch sehen wir ihn selbst von solchen bloss erschlossenen grundformen nur sparsam gebrauch machen. Umsomehr musste es ihm genugthuung bereiten, als das von ihm rekonstruirte *jouxmentom* durch den Cippus vom Forum Romanum eine so glänzende bestätigung fand.

Er hielt ungemein auf eine strenge beweisführung: auch wenn seine ansicht einmal anfechtbar ist, erscheint sie stets sorgfältig begründet. Luftige hypothesen blieben ihm fremd.

Diese strenge der methode war von vorbildlicher bedeutung in einer wissenschaft, die wie die vergleichende grammatik im engeren, Schleicherschen sinne auf die rekonstruktion prähistorischer sprachzustände ausgeht und daher, wenn nicht mit vorsicht betrieben, leicht in gefahr kommen kann, den boden unter den füssen zu verlieren. Das hat seine etwas pessimistisch veranlagte natur zuweilen gefürchtet: man konnte in den ersten neunziger jahren oft von ihm den ausspruch hören, die sprachwissenschaft werde noch in einen abgrund geraten. Wie er im leben meist wortkarg war, ist auch seine schreibweise knapp und gedrungen, und er sagt auf einer druckseite so viel wie andere auf vieren. Daher hat er keine dickleibigen, aber dafür umso inhaltreichere bücher geschrieben. In seinen vorlesungen konnte diese knappheit der sprache und die fülle des materials, das er ausschüttete, auf den ahnungslosen neuling leicht überwältigend wirken und musste mehr den vorgerückten fesseln als den anfänger gewinnen. Mit der schärfe der kritik verband er eine gelehrsamkeit, die sich nicht auf entlegene dinge richtete, sondern darin äusserte dass ihm das volle wissen zu gebote stand, wo er es brauchte, und dazu gesellte sich ein wissenschaftlicher scharfblick, der ihn die dinge sehen liess, wie sie sind. So war er gerüstet, eine wissenschaft, die zu den schwierigsten gehört, um dauernde ergebnisse zu bereichern, der forschung neue wege zu weisen und unsere einsicht in die indogermanische sprachgeschichte ganz wesentlich zu erweitern.

Über seinen lebensgang mögen nun noch einige worte folgen. — Johannes Schmidt war ein sohn der Uckermark, in deren hauptstadt Prenzlau er am 29. juli 1843 geboren wurde. Seine gerade, durch und durch aufrichtige natur gemahnte an den Pommern, seine oft drastische ausdrucksweise könnte als märkischer zug gelten. Die eltern, denen er nach zwölfjähriger ehe geboren wurde, blieben ihm nicht lange erhalten: seine mutter starb bereits ende des jahres 1844, sein vater, der oberlehrer Edmund Schmidt, im februar 1852. Nach dessen tode kam er in das haus seines oheims, des gymnasialprofessors K. E. A. Schmidt in Stettin, der durch seine „Beiträge zur Geschichte der Grammatik des Griechischen und Lateinischen“ der sprachwissenschaft nahe

getreten ist, und besuchte das Stettiner gymnasium. Einige jahre darnach (1855) zeigte sich so grosse schwächlichkeit bei dem knaben, dass der arzt ihm einen längeren landaufenthalt verordnete: er wurde auf zwei jahre in die Fröbelsche (damals von Barop geleitete) erziehungsanstalt in dem thüringischen dorfe Keilhau gebracht: eine zeit, an die er später mit grosser liebe zurückdachte. Nach Stettin zurückgekehrt, verdoppelte er seinen fleiss und konnte daher schon 1860 das gymnasium als primus omnium verlassen.

Nachdem er erst in der rheinischen universitätsstadt zwei jahre klassische philologie studirt hatte, begab er sich, wie schon erwähnt, nach Jena und widmete sich hier unter der leitung Schleichers in den ersten jahren mehr dem studium der einzelnen indogermanischen sprachen selbst als ihrer wissenschaftlichen bearbeitung und vergleichung. Denn Schleicher war als „empirischer Glottiker,“ wie er sich nannte, der ansicht, dass „ein tüchtiges sprachliches wissen allein eine sichere grundlage sprachwissenschaftlicher studien zu gewären vermag.“ Dennoch konnte Joh. Schmidt schon in dieser periode mit selbständigen arbeiten hervortreten, mit den schon erwähnten aufsätzen in Kuhn und Schleichers beiträgen über das Futurum im Altbulgarischen, über das suffix des dat. pluralis *-bhjams*, über die adjectiva auf *-u* im Litauischen. 1865 gab er seinen Jenaer studienjahren ihren abschluss durch die promotion. Das thema zu seiner dissertation „Die Wurzel AK im Indogermanischen“ hatte ihm Schleicher gegeben, der sie auch mit einem vorwort versah, worin er sich über seinen schüler und die wahl des themas ausspricht: er wollte den verfasser „mit der gehörigen scheu vor der etymologie erfüllen,“ und sah diese hoffnung auch vollständig in erfüllung gegangen. In der that scheint Joh. Schmidt sich nach seiner erstlingsschrift, von der er später nicht mehr viel wissen wollte, nicht wieder mit ausschliesslich etymologischen untersuchungen abgegeben zu haben (eine ausnahme bildet der kurze aufsatz „Etymologien“ in dieser zeitschrift, 22, 314 und *ἰπνός* ebenda s. 191). Die resultate dieser dissertation sind durch die fortschritte der wissenschaft längst überholt, aber von dem wissen und wollen ihres „noch ungewöhnlich jungen verfassers“ legt sie rühmliches zeugnis ab, und schon ganz charakteristisch für ihn ist der am schluss

ausgesprochene grundsatz, dass „nur die strenge methodische forschung wert hat, subjektive vermutungen aber taube nüsse sind, die den anschein einer frucht haben, aber des kerns entbehren."

Da ihm die wahl der akademischen laufbahn schon vorher feststand, so setzte er seine studien nach der promotion fort und widmete sich, nachdem er als student vorwiegend Slavisch und Litauisch, dann Deutsch getrieben hatte, ein ganzes jahr ausschliesslich dem Sanskrit. Sein versuch, in Berlin, wo er sich ein jahr lang aufhielt, sich zu habilitiren misslang, und da ihm in Leipzig und Jena andere bewerber im wege standen, wandte er sich nach Bonn und erlangte hier 1868 die venia legendi für vergleichende sprachwissenschaft.

Wesentlich in die Bonner jahre fällt die abfassung seines ersten hauptwerkes, zu dem er aber den plan schon früher, noch als student gefasst hatte, „Zur Geschichte des indogermanischen Vocalismus." Es war sein ehrgeiz, hiermit den satz Voltaires, die etymologie sei eine wissenschaft, in welcher die vokale nichts und die konsonanten sehr wenig bedeuten, in seinem ersten teile zu schanden zu machen. Die aufstellung dreier vokalreihen hatte in das chaos des indogermanischen vokalismus die erste klarheit und ordnung gebracht. Aber die zahl der fragen, die dabei ungelöst blieben, der ausnahmen, die sich in das system nicht fügen wollten, war noch gross, und Joh. Schmidt hatte sich die aufgabe gestellt, diese ausnahmefälle zu beleuchten, die berührung der drei vokalreihen und die übertritte von wurzeln aus einer reihe in die andere historisch zu erklären. Eine ganze „kette von untersuchungen" war geplant, die diese frage, „einen der noch dunkelsten teile der indogermanischen sprachgeschichte," aufhellen sollten, aber seiner neigung zur vertiefung in die probleme entsprechend wurde deren behandlung so gründlich, dass sich das werk schliesslich auf zwei ursachen des vokalwechsels beschränkte. Eine dritte abteilung, die von den gleichbedeutenden wurzeln mit verschiedener vokalisirung handeln sollte, wurde für unbestimmte zeit angekündigt und hatte das schicksal derart prognostizirter arbeiten, dass sie nicht erschien. Wer heute das werk richtig würdigen will, muss sich gegenwärtig halten, dass es vor die

jahre fällt, in denen die grosse wendung in der beurteilung des indogermanischen vokalismus eintrat — der II. band ist zwar 1875 erschienen, aber 1874 gedruckt und wurde vor 1873 ausgearbeitet — und dass Joh. Schmidt selbst an dieser wendung einen bedeutenden anteil hatte. Der grundgedanke der I. abteilung, dass nasale vor verschlusslauten im Indogermanischen mit dehnung des vorhergehenden vokals geschwunden seien, muss heute im wesentlichen für verfehlt gelten, und der des II. teiles, der die Svarabhakti für eine grosse reihe von vokalwechseln verantwortlich macht, bedarf mindestens erheblicher modifikationen. Man hat das werk daher nicht unzutreffend mit einer zerrissenen perlenschnur verglichen, denn durch die gründliche behandlung aller einzelheiten ist es reich an bleibenden resultaten, und als ganzes imponirt es durch die umfassende gelehrsamkeit, mit der der verfasser alle einzelsprachen, ausser etwa dem Keltischen (vom Albanesischen und Armenischen war damals noch wenig die rede), so gleichmässig beherrscht, dass man im zweifel ist, in welcher er besser zu hause ist.

Zwischen die beiden bände des „vocalismus“ fällt die kleine schrift über die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen (Weimar 1872), deren inhalt der verfasser schon vorher in der sprachwissenschaftlichen sektion der 28. philologen-versammlung in Leipzig vorgetragen hatte. Joh. Schmidt sah wohl in der „wellentheorie“ seine grösste wissenschaftliche that, und sie stellte allerdings einen sehr bedeutenden fortschritt in einer frage dar, die ziemlich die wichtigste der ganzen indogermanischen sprachgeschichte ist — negativ, indem sie die Schleichersche stammbaumtheorie widerlegte, positiv, indem sie darlegte, wie es in wirklichkeit mit den beziehungen zwischen den indogermanischen einzelsprachen steht. Eine andere frage ist es, auf welche weise sich bei diesem sachverhalt die entstehung der einzelsprachen historisch erklärt — wofür Joh. Schmidt eine jedenfalls ansprechende hypothese aufstellte — ferner ob schlechthin überall die dialektverhältnisse sich nach massgabe der wellentheorie gestalten, was nicht der fall ist. Aber der verfasser wollte in der frage noch nicht das letzte wort gesprochen haben, das zeigt seine bemerkung in der vorrede, dass die von ihm skizzirte ansicht möglicherweise im fortschreiten der

erkenntnis selbst neuen modifikationen unterworfen sein werde. Auf der philologen-versammlung „mit wohlverdientem beifall aufgenommen“ trug ihm die wellentheorie doch alsbald heftige abfertigungen ein, die er nicht minder energisch im II. bande des „vokalismus“ beantwortete. Später ist er, ausser in seinen vorlesungen, wenig auf das problem öffentlich zurückgekommen. Heute wird niemand zweifeln, — wie er auch in der frage selbst urteilen mag — dass die wellentheorie in der geschichte unserer wissenschaft einen bedeutenden platz einnimmt.

Als der II. band des „vocalismus“ erschien, war sein verfasser schon nicht mehr in Bonn. Nachdem er dort 1873 zum extraordinarius ernannt worden war, erhielt er bald darauf einen ruf als ordentlicher professor der vergleichenden sprachwissenschaft und des Sanskrit an die universität Graz, dem er folge leistete. Doch sollte er nur drei jahre dort bleiben: als im jahre 1876 in Berlin der lehrstuhl für vergleichende sprachwissenschaft durch den tod Ebels frei geworden war, wurde Joh. Schmidt an seine stelle berufen und vertauschte nicht ganz leichten herzens die schöne Murstadt, deren reizende umgebung ihn, den naturfreund, unendlich fesselte, mit der ihm ungewohnten weltstadt.

Der hier sich erweiternde kreis seiner thätigkeit nahm ihn nun derart in anspruch, dass er im ersten jahrzehnt seines wirkens in Berlin zu grösseren werken nicht kam. Im jahre 1880 trat er in die redaktion dieser zeitschrift ein, deren mitherausgeber er bis zu seinem tode geblieben ist, und die ihm eine grosse reihe wichtiger abhandlungen verdankt. Ein einheitlicher faden geht durch diese aufsätze nicht durch, sondern sie wurden teils durch den entwicklungsgang, den die wissenschaftlichen fragen nahmen, teils wohl auch durch seine vorlesungen angeregt, die in einem zweijährigen turnus sich über Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, Gotisch und Litauisch erstreckten. Der 24. band brachte eine die flexion des optativs aufklärende arbeit. Der 25. band wurde durch die grosse abhandlung über das palatalgesetz eröffnet, die aber daneben auch andere fragen, namentlich die der vokalabstufung, erheblich förderte. Sie gehört zu den hervorragendsten leistungen Joh. Schmidts, und es thut ihm keinen abbruch, wenn er im hauptresultat mit mehreren

fachgenossen zusammentraf. Der 26. band brachte eine reihe von beiträgen zur germanischen grammatik, sowie einen wichtigen artikel über die älteste gestalt und flexion des participium perfecti activi, der 27. einen aufsatz über die indogermanische form des locativus sing. und zugleich eine erklärung der griechischen feminina auf -*ώ*, die überzeugend als *ōi*-stämme gedeutet wurden.

Inzwischen reifte ein werk heran, auf dessen vollendung Joh. Schmidt in den nun folgenden jahren seine kraft concentrirte und das ohne frage sein bedeutendstes geworden ist: „Die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra“ (Weimar 1889). Das ergebnis des buches bildet bekanntlich der satz, dass als plural der neutra im Indogermanischen ein singulares collectivum fungirt hat: ein gedanke, der durch alle einzelsprachen hindurch mit besonnenster methode und voller stoffbeherrschung verfolgt wird. Wahrhaft glänzend ist gleich das einleitende kapitel, in welchem nachgewiesen wird, wie die griechische construction des neutrum plur. als subject mit dem singular des verbums sich aus der ursprünglichen bildung dieses casus erklärt, wie auch sonst ersatz des nom. plur. durch ein singulares collectivum vorkommt und der nom. plur. neutr. auf -*ā* mit dem nom. sing. fem. auf *ā* von haus aus identisch ist. Als leistung der vergleichenden grammatik im engeren sinne steht das werk in neuerer zeit unübertroffen da.

Mit der im folgenden jahr erschienenen abhandlung der Berliner akademie, deren ordentliches mitglied Joh. Schmidt 1884 geworden war, betitelt „Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem,“ begab er sich auf das gebiet der „linguistischen palaeontologie.“ Angeregt dazu wurde er durch die beobachtung Fr. Hommels, dass die Indogermanen mit den Semiten einige wichtige kulturwörter gemein haben, die vermutlich auf dem wege der entlehnung von dem älteren kulturvolk dem andern zugekommen sind. Diesen gedanken kombinirte Joh. Schmidt mit der wahrnehmung, zu der ihn eine untersuchung des europäischen zahlensystems geführt hatte, dass hier ein decimalsystem von einem duodecimal- oder sexagesimalsystem gekreuzt werde, das nur babylonischen ursprungs sein könne, und folgerte daraus, die urheimat der Indogermanen müsse in der nähe

Babyloniens, also in Asien gelegen haben. Der bleibende wert der wie immer scharfsinnig geführten untersuchung liegt ohne zweifel in der behandlung der zahlwörter. Dagegen ist die stichhaltigkeit der daraus gezogenen geographischen folgerung von verschiedenen seiten mit recht angefochten worden.

Gegenüber der früheren vorliebe für die lituslavische sprachgruppe neigte Joh. Schmidt in den letzten jahren eher zu einer bevorzugung des Griechischen, das ja überhaupt in der indogermanischen sprachwissenschaft der letzten jahrzehnte, seit der wendung in der vokallehre und der dadurch bewirkten entthronung des Sanskrits, stark in den vordergrund getreten ist. Die bedeutendste frucht dieser neigung war der 1891 erschienene aufsatz über die assimilation unbetonter vokale an betonte im Griechischen, (in dieser zeitschrift 32. bd., 321), der eine bis dahin fast garnicht beachtete erscheinung mit sicherer hand ins rechte licht rückte.

Dem indogermanischen vokalismus hatte er seit seinem ersten werk keine grössere untersuchung gewidmet, obwohl seine ansichten in vielen fragen von den herrschenden beträchtlich abwichen. Eine dieser fragen, die nach der existenz oder nichtexistenz von liquida und nasalis sonans im Indogermanischen unterzog er in dem buche „Kritik der Sonantentheorie“ (Weimar 1895) einer mit peinlicher sorgfalt vorgenommenen prüfung, die ihn zu einer verneinung der frage führte, und im anschluss daran stellte er eine interessante untersuchung über das schicksal der lautgruppe *mn* an. Leider ist er nicht dazu gekommen, über den indogermanischen vokalismus in grösserem zusammenhange zu handeln, so dass seine ansichten hierüber nur verstreut in älteren und jüngeren arbeiten zu finden sind. Seine verdienste um die richtige auffassung in diesen fragen würden dann weit mehr hervortreten.

Bald nach der abfassung dieses buches trat bei ihm ein lange verkanntes inneres leiden mit so bedrohlicher heftigkeit auf, dass schon damals das schlimmste befürchtet wurde. Seine rastlose natur empfand es in dieser zeit am schmerzlichsten, sich nicht wissenschaftlich bethätigen zu können, und als sein leiden sich dann bedeutend milderte, war es für ihn das erfreulichste zeichen der besserung, dass er seine

litterarischen arbeiten wieder aufnehmen konnte. Die schönen aufsätze über die kretischen pluralnominative auf *-εν* und über die praesentia auf *-ίσκω* entstammen dieser letzten zeit. Leider war die besserung nur eine scheinbare. Völlig überraschend traf seine freunde, wenige tage nach vollendung seiner fünfundzwanzigjährigen professorenthätigkeit in Berlin, die traurige kunde, dass er am 4. juli 1901 nach kurzem krankenlager einem plötzlichen schlage erlegen sei.

Wenn wir seinen verlust als einen unersetzlichen bezeichnen, so gilt dies nicht nur in dem gewöhnlichen sinne, in dem jedes eigenartige talent seines gleichen nicht findet. Nicht so jung wie sein lehrer Schleicher ist er doch auf dem gipfel seiner geistigen kraft der wissenschaft entrissen worden, die er mit seltener meisterschaft und nicht leicht erreichbarem umfang des wissens beherrschte, in einem alter, in dem wir noch viele reife früchte seines geistes von ihm erwarten durften. Sein andenken wird in der geschichte der indogermanischen sprachwissenschaft unvergänglich fortleben.

Paul Kretschmer.



